

Format de citation

Hegewisch, Niels: Rezension über: John Dunn, Breaking Democracy's Spell, New Haven: Yale UP, 2014, in: Neue Politische Literatur, 60 (2015), 1, S. 170-171, DOI: 10.15463/rec.2138698670, heruntergeladen über Website

neue politische literatur

Berichte aus Geschichts- und Politikwissenschaft

copyright

Cet article peut être téléchargé et/ou imprimé à des fins privées. Toute autre reproduction ou représentation, intégrale ou substantielle de son contenu, doit faire l'objet d'une autorisation (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

demokratischer Prozeduren hingewiesen worden, die nur durch vopolitische, vulgo religiös imprägnierte Werte vor der Erosion bewahrt werden könnten (S. 72). Wils hält diese Betonung des Vopolitischen, das ohnehin nicht weiter benannte Werte garantiere, welche das Politische überhaupt erst konstituierten und perpetuierten, für übertrieben. Er konzidiert zwar, dass die Demokratie sehr wohl auf eine aus der Zivilgesellschaft heranwachsende Legitimationsausweise angewiesen sei: „Aber diese Generierung kann sich am Ende nur im Modus der ‚rule of law‘ und in der Form ihrer politischen Verfasstheit vollziehen und nicht auf der Grundlage einer (religiös inspirierten) Moraldoktrin oder eines eudämonistischen Programms“ (S. 73, Hervorhebung im Original). In Abgrenzung zu Kühnlein oder Kardinal Lehmann formuliert Wils mit Aplomb: „Die Externalisierung der Legitimationsgewinnung der Demokratie [im Vopolitischen, GE] ist ein Spiel mit dem Feuer, das zu jeder Zeit eine totale Demokratiekritik erlaubt“ (ebd.). Gerne hätte man diesen originellen Ansatz, der auf die implizit demokratiekritischen Gedanken einer nicht unerheblichen Anzahl jener Ansätze zugrunde liegt, die mit Verve für das Vopolitische als notwendige Prämisse des Politischen eintreten, ausführlicher behandelt und politisch-theoretisch eingeordnet gesehen.

Hinter dieser grundsätzlichen Kritik an der Struktur des Bandes, verbirgt sich indes eine nicht eben geringe Zahl durchaus bedenkenswerter Aufsätze, die das Vopolitische vor dem Hintergrund des Politischen und Unpolitischen – wenngleich völlig unterschiedlich – zu reflektieren vermögen. Zu beeindrucken mag dabei auch das Autorenverzeichnis, in dem sich prominente Namen wie Gesine Schwan, Micha Brumlik, Claus Leggewie, Carl Schmitt-Biograph Reinhard Mehring, der ehemalige Richter am Bundesverfassungsgericht, Udo di Fabio oder der amtierende Finanzminister Wolfgang Schäuble wiederfinden. Die Disparität der Autorenschaft spiegelt ganz unzweifelhaft die kursorische Stärke wie auch die – bereits erwähnte – analytische Schwäche des Bandes wider.

Duisburg-Essen

Gordian Ezazi

Mehr Demut wagen

Dunn, John: *Breaking Democracy's Spell*, 208 S., Yale UP, New Haven, CT/London 2014.

Als sich in Nigeria im April 2015 nach demokratischen Wahlen ein friedlicher Regierungswechsel anbahnte, nahmen westliche Beobachter dies zum Anlass, die scheinbar unaufhaltsame globale Verbreitung der Demokratie zu preisen. Sie schrieben hierdurch die Meistererzählung vom Aufstieg der Idee einer universal anwendbaren politischen Praxis von der Antike bis heute fort. John Dunn tritt in seinem hier besprochenen Essay an, dieser Erzählung ihre Grundlage zu entziehen. Demokratie ist für ihn kaum mehr als ein „spell through which the world's political imagination has come to be bewitched“ (S. 6).

Dunn bestreitet freilich nicht, dass sich die Idee – insbesondere der liberalen Demokratie westlichen Typs – in der Vergangenheit einer wachsenden Beliebtheit erfreut hat. Die Vorstellung einer Regierungsform, in der Gleiche selbst über ihr eigenes Schicksal entscheiden, habe vor allem in politischen Umbruchssituationen eine nicht zu unterschätzende Anziehungskraft entfaltet. Doch man dürfe die Verbreitung einer Idee, oder vielleicht auch nur eines Schlagwortes, keinesfalls als Beleg für Wirksamkeit in oder Tauglichkeit für die Praxis gelten lassen.

Nachdem Dunn auf diese Weise liebgewonnene Ansichten abgefertigt hat, führt er kurz und bündig in die so umfangreiche wie verworrene (Begriffs-)Geschichte von Demokratie ein: Keinesfalls könne die Geschichte der Regierungsform „Demokratie“ an das Aufkommen des Wortes gekoppelt werden. „It is by any human standards absurd to have ended up with a single term for judging where we are in the politics of the world, and what to value and strive for within those politics“ (S. 141f.). Die Idee der Selbstherrschaft habe es vielmehr auch vor der griechischen Antike und auch in der nicht-westlichen Welt gegeben. Es sei daher Ausdruck politischer wie historischer Naivität, eine wie auch immer geartete aber auf jeden Fall kontextabhängige Vorstellung von ‚der‘ Demokratie als universell gültig darzustellen. Regierungsformen seien keine freischwebenden institutionellen Strukturen, sondern „elaborated imaginative proposals“ (S. 29), deren Stabilität an erster Stelle davon abhängig sei, was sie versprochen und was die Beherrschten mit ihnen verbänden. Ein ‚Demos‘ könne überhaupt nur dort entstehen, wo geteilte Ansichten, Wahrnehmungen und Glaubenssätze für einen längeren Zeitraum bestehen.

Um „democracy's erratic global ascent“ (S. 37) herauszuarbeiten, müssten folglich mit den jeweiligen Kontexten vertraute Forscher und Forscherinnen den vielen unterschiedlichen

Demokratien „country by country, language by language, decade by decade“ (S. 52) nachspüren. Dunns Buch lässt sich somit auch als ein Plädoyer für die Untersuchung nicht-westlicher Erscheinungsformen von Demokratie lesen. Er selbst geht insbesondere auf China (S. 85–103) und Indien (S. 103–130) ein. Dieses Plädoyer dürfte jüngeren Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern freilich vertrauter sein als Dunn im Gestus des Tabubruchs suggeriert.

Versuche man dennoch, so der Autor weiter, die mannigfaltigen historischen wie aktuellen Ideen und Institutionen von Selbstregierung unter einen gemeinsamen Nenner zu bringen, dann bestehe dieser in einer für die Herrschaftsunterworfenen besonders attraktiven Form der Auflösung des für jede menschliche Gemeinschaft bestehenden Spannungsverhältnisses: die notwendige Unterwerfung der Vielen unter die Wenigen einerseits und die daraus erwachsende Bedrohung der jeweils eigenen Würde andererseits. Dies dürfe man gerne „Demokratie“ oder eben auch anderes nennen. Im Kern bezeichnet es nichts weiter als die jederzeit gegebene Möglichkeit einer friedlichen Ernennung und Abberufung der Herrschenden durch die Beherrschten.

Wo solche Vorstellungen aufgekommen seien, konstatiert Dunn, hätten sie sich beinahe mühelos gegen konkurrierende oligarchische, aristokratische oder monarchische Ideen durchgesetzt. Gegen die „charismatic force“ (S. 153) dieser Idee ist nach Dunn auch heute noch kein theoretisches Kraut gewachsen. Allerdings, so wird er nicht müde zu betonen, bedeute dies auch, dass Demokratie alles andere als alternativlos sei – uns ist lediglich noch nichts Besseres eingefallen, um das genannte Spannungsverhältnis aufzulösen.

Im Kern ist Demokratie also „a paradigm for deauthorizing incumbent power“ (S. 151) und ihre bedeutendste Ressource ist das damit verbundene imaginativ-destruktive Potenzial, das sich historisch in den verschiedensten Umbruchssituationen beobachten lässt. In der jüngeren Vergangenheit habe etwa der arabische Frühling noch einmal eindrucksvoll unter Beweis gestellt, dass „the option against the regime is in the first place the option for democracy, because democracy in its vaguest outline is just the default option“ (S. 92). Ist der Regimewechsel vollzogen – auch dies lehrt die historische Erfahrung –, sind die Gemeinsamkeiten der „Demokraten“ in der Regel schnell aufgebraucht.

In seine Beschränkung von „Demokratie“ auf den Akt der (Ab-)Wahl von Amts- und

Mandatsträgern bezieht Dunn die westliche Welt ausdrücklich mit ein. Auch im Alltag unseres politischen Systems komme die stets behauptete Selbstherrschaft der Beherrschten kaum zum Tragen. Entscheidungen würden allzu oft im Arkanum von Verwaltung, Regierung oder Interessenvertretung gefällt und im Anschluss daran lediglich durch eine „pseudo-democratic authorization“ (S. 147) aufgewertet. Und auch wenn die Beherrschten tatsächlich selbst Entscheidungen herbeiführten, so lehre die Erfahrung, dass diese nicht besonders vernünftig seien, sondern aus ihnen „either contingent confusion or, at best, a lucky fluke“ (S. 132) hervorgehe. Dunn liest vor diesem Hintergrund insbesondere seinen Leserinnen und Lesern in den USA die Leviten, wenn er klarstellt, dass „democracy in the American understanding is no talisman for ensuring satisfactory political outcomes“ (S. 80). Es sei töricht, „to offer it to others as though it were“ (ebd.).

Folgt man Dunn hierin, so lässt sich die demokratische Meistererzählung westlicher Provenienz nicht aufrechterhalten. Der angebliche globale Triumphzug der Demokratie beruht demnach eben nicht auf „a stunning triumph of credulity or a majestic forward march of justified true belief“, sondern vielmehr auf „an uneven, reluctant, painful series of surrenders of an immense miscellany of other kinds of belief“ (S. 43). Daraus folgt für Dunn auch, dass die Zukunft demokratischer Praxis und Institutionen weitaus unsicherer ist, als wir dies gerne glauben möchten. Nehme man etwa die sozialen Verwerfungen in westlichen Gesellschaften, die Polarisierung ihrer Parteiensysteme oder die Unfähigkeit, einer Bedrohung vom Ausmaß des Klimawandels zu begegnen, in den Blick, dann erscheint die Autosuggestion von der Demokratie als „magic formula“ (S. 5) für ein glückliches Ende der Geschichte unangebracht. Den Anhängern der westlichen Demokratie in Theorie wie Praxis empfiehlt Dunn daher, im Umgang mit anderen Kulturen mehr Demut zu wagen.

Hamburg

Niels Hegewisch

Positionen und Diskussion zur Deliberativen Demokratie

Landwehr, Claudia/Schmalz-Bruns, Rainer (Hrsg.): *Deliberative Demokratie in der Diskussion. Herausforderungen, Bewährungsproben, Kritik*, 451 S., Nomos, Baden-Baden 2014.